



NINA GEORGE

Die Schönheit der Nacht

Roman

KNAUR 

Nina George

Die Schönheit der Nacht

Roman

Über dieses Buch

Die angesehene Anthropologin Claire sehnt sich – innerlich verzweifelt, doch nach außen völlig beherrscht – danach, wieder wahrhaftig zu spüren, dass sie lebt.

Die junge Julie wartet – verwirrt und voller Angst, dass der Moment niemals kommt – auf etwas, das sie innerlich in Brand steckt, auf des Lebens Hitze, auf Rausch, auf Farben.

In der glühenden Sommerhitze der Bretagne, am Ende der Welt, entdecken die beiden unterschiedlichen Frauen Lebenslust und Leidenschaft neu – und werden danach nie wieder dieselben sein.

Inhaltsübersicht

Widmung

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

DANKESWORT

Sag: und wie willst du wirklich leben?

Für die Freiheit der Frauen.

1

Es gab sie, diese aus einem unbekannten Nichts emporschnellende, die Seele mit fester Hand packende Sehnsucht, sich einfach fallen zu lassen und in der Tiefe des Meeres zu versinken. Ohne Gegenwehr, immer tiefer, und sich selbst und sein Leben wegzuwerfen wie einen Kiesel, so als sei man aus den Schluchten der Meere gekommen und gehöre eines Tages genau dort wieder hin.

Vertigo marée, so nannten die alten bretonischen Fischer diese aus dem Nichts kommende Lust, sich selbst auszulöschen, frei zu sein, frei von allem. Es geschah meist in den schönsten der Nächte, gerade dann, deswegen sahen Fischer ungern in die Tiefe, und an Land hängten sie die Fenster zur Meerseite mit dichten Vorhängen ab.

Daran dachte Claire, während sie sich anzog, und der Fremde fragte: »Werde ich Sie wiedersehen?« Er lag nackt auf dem Bett, der Messingventilator unter der Decke drehte sich träge, zeichnete einen kreisenden Stern aus Schattenstreifen auf seine nackte Haut. Er streckte den Arm aus, als Claire den Reißverschluss auf der Rückseite ihres Bleistiftrocks zuzog. Der Mann griff nach ihrer Hand.

Sie wusste, dass er damit fragen wollte, ob sie es noch mal tun würden. Eine geheime Stunde hinter verschlossenen Türen miteinander teilen. Ob es weitergehen würde, oder bereits im Zimmer 32 des Hotel Langlois in Paris enden. Ob es beginnen würde, etwas zu bedeuten.

Claire sah ihm in die Augen. Dunkelblaue Augen. Es wäre einfach gewesen, sich ihren Tiefen hinzugeben.

In jedem Blick suchen wir das Meer. Und in jedem Meer den einen Blick.

Seine Augen waren das Sommermeer vor Sanary-sur-Mer, an einem heißen Tag, wenn der Mistral die überreifen Feigen aus den Bäumen schüttelt und die sonnengleißenden, weißen Gehsteige gesprenkelt sind mit ihrem violetten Saft und verwehten Blüten. Augen, die er währenddessen offen gelassen hatte, mit denen er Claire beobachtet, Claire angesehen, ihren Blick festgehalten hatte, als er sich in ihr bewegte. Das fremde Meer seines Blicks war ein Grund gewesen, weswegen sie ihn ausgesucht hatte, vorhin, auf der Terrasse der Galeries Lafayette. Und weil er einen Ehering am Finger trug.

Wie sie.

»Nein«, sagte Claire.

Sie hatte vorher gewusst, dass es nur ein Mal geschehen würde. Keine Nachnamen. Keine ausgetauschten Telefonnummern. Keine Intimitäten einer allzu banalen Unterhaltung, über ihre Kinder, Einkaufen auf dem Marché

d'Aligre, Steak Frites im Poulette, Kinofilme, Reisepläne und warum sie es einander taten, warum sie für eine Stunde ihr Leben verließen und sich an fremde Haut pressten, fremde Körpermulden streichelten, unbekannte Lippen umschlossen. Und mit genau denselben brennenden Körpern zurückkehrten in die eigentlichen Umrandungen ihres Lebens.

Claire wusste, warum sie es tat.

Warum er, das ging sie nichts an.

Ihre Hände öffneten sich gleichzeitig. Glitten auseinander. Die letzte Berührung, vielleicht die zärtlichste, verständigste.

Er fragte nicht, warum, er sagte nicht, dass er es bedauere. Er ließ Claire genauso los wie sie ihn, ein Stück Treibgut im Fluss des Tages.

Claire hob ihre geöffnete Handtasche auf, sie war von dem Kirschholztischchen am Fenster unter der Dachschräge gefallen. Als der Mann sie sanft gegen eine der Säulen gedrückt und den Rocksaum hochgestreift, die Seidenkante ihrer halterlosen Strümpfe entdeckt und gelächelt hatte, während er sie küsste.

Claire hatte es geplant, einen wie ihn zu finden in den Tausenden Gesichtern von Paris. Die jähe Imagination des eigenen Körpers, wie er sich an den anderen presst. Dasselbe Bild, im Blick des anderen gespiegelt.

Sie hatte die Halterlosen nur aus diesem Grund in der Universität angezogen, in ihrem Büro, nach ihrer letzten

Vorlesung vor der zweimonatigen Sommerpause. Und sie hatte das obligatorische Abschlussfest des Kollegiums nach einem halben Glas eiskalten Champagners unauffällig verlassen. Das waren die anderen Professoren gewohnt, dass Claire sich nach einer höflichen Karenzzeit von Festivitäten diskret zurückzog. »Madame le Professeur geht immer vor dem Augenblick, in dem normale Leute beginnen, sich zu duzen«, das hatte Claire einmal in der Damentoilette eine Referentin zu einer neuen wissenschaftlichen Mitarbeiterin über sich sagen hören. Beide wussten nicht, dass Claire in einer der Kabinen war. Claire hatte den Frauen Zeit gegeben, vor ihr den Raum zu verlassen. Sie hatte bis zu dem Moment nicht registriert, dass sie sich tatsächlich mit niemandem im Kollegium duzte.

Manche fürchteten sie. Ihr Wissen als Verhaltensbiologin über die Anatomie menschlicher Emotionen und Handlungen. Sie fürchteten Claires Kenntnis über Wille und Willkür auf eine Weise, wie viele Menschen sich vor einem Psychologen fürchten, weil sie gleichermaßen hoffen, dass er sie bis auf das Rückgrat ihres Seins durchschaut (und versteht, warum sie die geworden sind, die sie sind, mit all ihren Verfehlungen, Zwängen, schuldlosen Verwundungen), und sich ängstigten, was Claires Seelentomograf unter den Schichten aus Wohlverhalten und Geheimnissen entdecken könnte.

Sie würde die Strümpfe nicht noch einmal anziehen, sondern gleich, beim Hinausgehen, in den schwarzgoldenen Mülleimer in dem kleinen Badezimmer mit den Art-déco-Fliesen werfen.

Claire sammelte den herausgeglittenen Schlüssel, das Mobiltelefon, ihr ledernes Notizbuch und ihren Universitätsausweis ein, ohne den keiner mehr an den bewaffneten Soldaten vor der Sorbonne und den angegliederten Instituten vorbei- und hineinkam, und räumte alles zurück in das Seidenfutteral ihrer Tasche. Schloss sie. Fasste ihr dunkelblondes Haar im Nacken zusammen und schlang es zu einem akkuraten Chignonknoten.

»Sie sind schön, im Licht vor dem Fenster«, sagte der Mann. »Bleiben Sie einen Augenblick so, einen Gedanken lang. So werde ich Sie mit mir tragen. Bis wir uns vergessen.«

Sie tat ihm den Gefallen. Er wollte es ihnen leicht machen. Er hatte nach Milch und Zucker, nach Kaffee und Lust geschmeckt.

Das Zimmer unter dem Dach, mit der provenzalischen, dunklen Holzkommode, dem runden weißen Tisch, den taubengrauen Versailles-Stühlen, dem Bett mit den Sommerlaken, war jetzt ganz still, und die Großstadtmelodie von Paris kehrte zurück. Das Rauschen der Klimaanlage, Ventilatoren, Motoren. Es war, als tauche sie auf, aus einem fernen Meer, aus dem nur vom

eigenen Atem durchbrochenen Schweben in verflüssigter Existenz, und materialisierte sich zu der alten Claire, in der überhitzten Intensität eines überanstrengten Pariser Tages.

Sie sah über die Dächer von Montmartre. Auf den schmalen Firsten aufgereiht tönernerne Schlote. Es war nach fünf Uhr nachmittags, die Junisonne brannte einen Hohlraum in die Zeit und ließ die Dächer in dem silbrigen Grau schimmern, das dem Moment des Erwachens ähnelte. Das Hinausgleiten aus dem Traum, die Realität noch unscharf. Ein Moment, den Spinoza, so erinnerte sich Claire, als »Ort der einzigen, der wahren Freiheit« bezeichnet hatte.

Dächer wie eine Gymnopedie von Erik Satie.

Das würde Gilles sagen. Seine Worte über die Welt waren immer Musik. Er hörte lieber, als dass er sah.

Gegenüber eine Balkonterrasse. Ein Mann deckte den Tisch mit blauen Tellern ein, ein kleiner Junge hielt sich an einem seiner Beine fest, genoss glucksend den Ritt auf Papas Fuß.

Wie Nicolas, dachte Claire.

Ihr Sohn, ihr Kind. Als er noch klein war, so klein, dass Claires Arme ganz um ihn herumgereicht hatten, um seine Schultern, sein nach Eierkuchen und Hoffnungsvorrat duftendes Wesen aus Vertrauen und Neugier. Jetzt reichten ihre Arme kaum zu Nicos breiten Schultern hoch.

Was tat sie hier nur?

Sie stand am Fenster eines verlebten Mittelklassehotels, den Rücken einem fremden Mann zugewandt, der noch nach ihr schmeckte, dachte an ihren Sohn, voller hilfloser, zärtlicher Liebe, dachte an ihren Mann, der früher gesungen hatte, wenn sie einen Raum betrat, und eines Tages damit aufhörte, dachte an sein vertrautes Gesicht, das sie so gut kannte, jede Variante. Das Gesicht des Liebenden, das Gesicht des Lügenden.

Gegenüber trat eine Frau in abgeschnittenen Jeans und einem zarten Unterhemd aus der Küche auf die Terrasse. Sie umschlang den Vater des Kindes von hinten mit beiden Armen. Er lächelte, beugte sich vor und küsste ihre Hand.

Claire wandte sich vom Fenster ab, stieg in ihre zehenfreien Leder-Pumps, schulterte ihre Tasche, atmete ein und richtete sich auf, sah dem Mann auf dem Bett in die Augen.

»Es ist ein Privileg«, sagte er langsam, »wenn man weiß, dass man jemanden verliert. Damit man sich den Augenblick merken kann. Wie oft verlieren wir jemanden ohne Vorwarnung.«

Sie verließ nach einer wortlosen Minute das Zimmer 32.

Als sie den Aufzug rief, setzte sich der alte Lift tief unter ihr in seinem schmiedeeisernen Schacht zitternd in Bewegung.

Zu langsam. Sie wollte nicht warten, nur wenige Meter von dem Bett, von dem Mann, von dem Moment der einsamen Freiheit entfernt.

Vertigo marée, das gab es auch an Land, wenn sie zu lange in die Tiefe seiner Augen hineingesehen hätte, würde sie sich fallen lassen. Dann würden sie erst über Lieblingsmärkte und Reisepläne sprechen, und bald würden sie beginnen, einander die gefährlichen Fragen zu stellen: Wovon träumst du, wovor hast du Angst, wolltest du nicht schon immer ...?

Sie würden sich kennenlernen. Und sie würden anfangen, sich voreinander zu verstecken.

Claire ging rasch die mit abgetretenem rotem Teppich ausgelegten, eng geschwungenen Treppen des Langlois hinunter, entfernte sich von dem Zimmer, von diesem Raum, der abseits ihres wirklichen Lebens lag.

Im zweiten Stock hörte sie die Stimme.

»*Ne me quitte pas*«, flüsterte sie.

Aus einem der Zimmer. Aus der 22.

Ne me quitte pas. Verlass mich nicht.

2

N*e me quitte pas*, bat sie, sang sie, eine Stimme, die sich hingab, einer unhörbaren Begleitmusik. Nur die singende Stimme war zu hören, und Claire blieb stehen. Sie musste sich an die Wand lehnen.

Worte konnten lügen.

Immer.

Die Stimme nie, der Körper nie, und was von jenseits der geschlossenen Tür so unvermutet auf Claire regnete, war die Nacktheit einer Seele. Eingehüllt in einen Atem, der wie das Einatmen vor dem Schweigen war.

Angst, und darunter: ohne Angst.

Sie hörte zu, diesem Singen, *ne me quitte pas*, rau, von einer dunklen, warmen Klarheit und auch ...

Eine Stimme, wäre sie eine Frau: die im Dunkeln tanzte, so, als ob niemand ihr zusieht. In der Stimme so viel gefesselt. So viel in Aufruhr unter dem Atem. Und dennoch: Unter der Angst ist keine Angst.

Wie seltsam. Wie schön.

Als sich die Tür der 22 öffnete, der Gesang abbrach, stellte Claire fest, dass Stimmen nur eine akustische Umrandung der inneren Beschaffenheit nachzeichnen und das Äußere meist unvermutet anders ist.

Da trat also eine junge Frau aus dem Zimmer, vielleicht Anfang zwanzig, in einer Hand in einem Träger Putzutensilien, in der anderen einen MP3-Player, dessen Steuerrad sie mit dem Daumen weiterdrehte, die Kopfhörerkabel reichten zu Ohrsteckern. Sie hatte gesungen, zu Musik, das war offensichtlich.

Die Sängerin trug schwarze Jeans, ein schwarzes geripptes Unterhemd, ihre Haare waren nachlässig hochgesteckt, und in ihrer Augenbraue war ein Piercing. Eine Tätowierung, Tribalmotive, die ihre eine Schulter und einen Teil ihres linken Armes zeichneten.

Ein Gesicht, das Claire an eine Mischung aus den feinen Linien einer Füchsin und den kräftigen Federtuschezeichnungen japanischer Künstler erinnerte. Zarte Nase, kräftige Augenbrauen, ein voller Mund, trotzig, in einem hellen Gesicht, entschlossenes Kinn, und links und rechts zwei angedeutete Vertiefungen neben den Mundwinkeln. Alles, was sie eines Tages werden würde, war nur anschrafft, und doch war alles schon da.

Aber womit Claire nicht gerechnet hatte, war ihr Blick.

Ein alter, dunkler Blick aus jungen Augen.

Er fiel auf Claires linke Hand, mit der sie den Riemen ihrer roten, klassischen Handtasche über der Schulter festhielt. Auf ihren Ehering. Dann flog er nach oben, unbestimmtes Ziel, und doch zielsicher zu Zimmer 32. Direkt über der 22. Und kehrte zu Claires Augen zurück.

»*Bonjour, Madame*«, sagte die Sängerin, ihre Stimme hatte sich verändert, *getarnt*, dachte Claire, sie war höher geworden, sanfter, ein bescheidener Mantel, der jetzt die Seele umhüllte, und die zurückgenommene Tonlage ihrer Stimme behauptete: Ich bin unwichtig, überhör mich.

Und dennoch: trotzig.

»*Bonjour*«, antwortete Claire. »Sie singen wunderschön.«

»Ich habe nicht gesungen.« Pause. »*Madame*.«

Dieses *Madame* war so zögernd gekommen wie die mutmaßliche Erinnerung an Benehmen.

»*Pardon, Mademoiselle*«, sagte Claire betont. »Ich nahm es an. Mein Fehler.«

Zwei Ertappte, dachte Claire, die entblößt voreinanderstehen und die andere am liebsten dafür ohrfeigen würden.

Es gibt Lügen, die nur den Lügenden verraten, Mademoiselle. Das wollte sie auf einmal sagen, aber: wozu?

Sie sahen sich an, von zwei gegenüberliegenden Kanten eines Tropfens Zeit, in einem Hotelflur, mitten auf der Welt, zwei von sieben Milliarden Menschen, zwei von dreikommasechsneun Milliarden Frauen.

»Haben Sie einen Wunsch?«, fragte die singende Lügnerin. »Kann ich Ihnen etwas auf Ihr Zimmer bringen lassen?«

Wieder diese Ungeduld hinter der Stimme, diese leise Wut, ein Klappmesser zusammengefaltet in einem

Seidentaschentuch.

»Nein«, sagte Claire. »Es gibt nichts, was dort noch gebraucht wird.«

Die junge Frau blieb reglos stehen und sah Claire unverwandt an. »Weil?«, fragte ihr Blick.

Dieser seltsame Impuls, darauf zu antworten. Alles auszusprechen, alles, alles Ungesagte, mitten in dieses fragende, wissende, suchende, so wenig weiche und doch anziehende, halb fertige Gesicht hinein, das sich selbst belog, sich und das, was es so unüberhörbar liebte, die Musik.

Zu erklären, warum es bei ihr, Claire, nicht so war, wie es aussah, sondern anders, es ging nicht um Sex. Oder doch, auch. Auch darum. Um diese schmerzhaft, zum Sterben schöne schmerzhaft Hingabe an eine Vereinigung, in der sich alles auflöst, was man für andere bedeutet, die einen gut kennen (ach?) und festlegen, die die Eckpunkte der Persönlichkeit festgießen in Beton, als Mutter, als verlässlicher Mittelpunkt und Koordinatorin einer Familie mit all ihren organisatorischen Bedürfnissen, als Frau mit Geist, Wissen, Überlegtheit, Beherrschung, Karriere, als rationale, so angenehm von Emotionswirbeln distanzierte Frau mit Ruf.

Ruf! Meine Güte, was ist schon so ein Ruf? Tröstete er, ließ er freier atmen, schützte er vor Träumen, aus denen sie mit Tränen oder einer blassblauen, ziehenden

Melancholie erwachte, bedeutete er irgendetwas, hatte es etwas mit ihr zu tun, wer sie war, wirklich war?

Wenn ein Fremder sie umfasste und nichts davon wusste, nichts erwartete, und ihn das Fehlen jener Claire, die andere in ihr sahen, nicht mal irritierte, dann löste sich alles auf.

Dann war sie nur Körper, ein Ich ohne Vergangenheit in einem Körper, der sich sehnte. Bis die Lippen brannten, bis die Muskeln wehtaten, von dem sich Darbringen, Öffnen, bis man weinte, weil alle Fesseln rissen, endlich rissen.

Freiheit.

Sich selbst wieder erkennen, unter alldem, unter allem.

Und weil er mich ansah, verstehen Sie? Weil er mich währenddessen ansah und nicht die Augen schloss, als ich mich auszog, nicht die Augen schloss, als ich zu ihm kam, nicht die Augen schloss, als ich ging. Er ließ mich nie allein, als wir nackt waren.

Er wollte mich sehen. Das Eigentliche.

Das Eigentliche, hören Sie, Mademoiselle mit dem seltsamen Benehmen, das Eigentliche. Aber wenn Sie es verstecken, wie soll es jemand finden, wenn Sie es doch selbst sind, die sich am Boden halten, den Kopf, die Stirn, die Augen am Boden, wie wollen Sie leben?

Sie sahen sich immer noch an, viel zu lange für eine Begegnung zwischen zwei Türen, zwischen zwei Welten, viel zu stumm, ohne Regung, zwei Frauen, zwei Geheimnisse.

Etwas brannte in Claires Augen.

Tränen konnten es nicht sein. Sie weinte nicht.

Seit sehr langer Zeit nicht.

Die junge Frau sah als Erste weg.

»*Bonne soirée*«, sagte sie.

»Ihnen auch.«

Der eigenartige Moment der Vertrautheit, im Zwielflicht zwischen Treppenabsatz und fensterlosem Flur, war vorüber.

Claire ging die Stufen weiter hinab, durch das Foyer, drückte die schwere Tür mit den Schmiedeverzierungen auf.

In die Sonne treten: das Licht wieder anzünden.

Den Tropfen am Rande des Lids wegwischen, das Salz schmecken.

Claire entschied sich gegen ein Taxi. Sie musste gehen, sich bewegen, um seine Bewegungen an ihr zu tilgen. Sie lief Richtung Marais, ihr altes Viertel, in dem sie vor über zwanzig Jahren gelebt hatte. Enge, genaue, aufrechte Schritte, grüner knielanger Viskose-Rock, weiße Seidenbluse, roter Gürtel, rote Handtasche, der Asphalt unter ihren Absätzen, ihr Schatten, der sich unter ihr ballte, zusammenzog, wieder streckte, auseinandergezogen wurde. Sie konzentrierte sich darauf, das Tempo zu halten.

Die in den Häuserfjorden brütende Hitze. Die von der Helligkeit in die Fassadenschatten taumelnden Menschen.

Mauern, überall, Härte, das wirkliche Leben, hier war sie, sie lebte, sie war frei. Sie hatte die Kontrolle. Claire lief.

Sie brauchte eine halbe Stunde bis zur Rue de Beauce, in der der Abend in Paris hineinkroch, das Satie-Grau in Blaugrau verwandelte.

Sie hatte immer noch Zeit, mindestens eine weitere Stunde, um zu vergessen. Oder nein. Um sich erst zu erinnern. Ganz genau. Und um diese Erinnerung sorgfältig zusammenzurollen und so wegzuschließen, dass sie weder in ihrem Gesicht noch in ihren Gesten, ihrer Stimme abgelagert wurde.

Erst als sie in der Bar Le Sancerre saß, unter einem Schwall kühler Klimaanlage, und in ihrer Tasche nach dem Portemonnaie für den nach Pfeffer riechenden Weißwein suchte, feststellte, dass sie vergessen hatte, die Strümpfe wegzuwerfen, sich fragte, warum sie immer noch an die Stimme, an das Gesicht der Sängerin dachte – da fiel es ihr auf.

Es fehlte etwas.

Sie tastete nach der harten Ausbuchtung in der Innentasche des Futterals. Tastete noch mal. Nichts.

Sie nahm die Tasche hoch, wühlte, legte den Inhalt der Tasche vor sich auf den Tisch.

Wo hatte sie ihn noch gehabt? Heute Morgen, bestimmt. Als sie aus dem Institut ging, hatte sie ihn da vergessen? Nein ... herausgefallen, im Bus, oder ...

Die Handtasche, die geöffnet vom Tisch gefallen war. In der 32. Nein. Bitte. Nicht dort. Nicht ausgerechnet dort.

Claire atmete mehrmals ein und aus, stand auf, drückte die Schulterblätter zusammen, hob ihr Kinn und ging zu den Toiletten des Bistros. Im engen Bad ließ sie sich Wasser über das Handgelenk laufen, es war nicht kalt genug.

Sah in ihr Gesicht im Spiegel, es war ihr nicht möglich, sich selbst zu lesen, so wie sie andere Gesichter las, immer. Dieses gewordene Gesicht verriet nichts. Eine fatale Prämisse der Natur, oder war es eines Tages so geworden, versteinert in Unlesbarkeit?

»Merde«, sagte sie leise.

Fakt ist: Es ist nur ein Kiesel, ein beliebiges, weißgraues Fossil mit rostroter Maserung, der Überrest einer fünfarmigen, sternförmigen scutella, eines Seeigels, wie sie zu Abermillionen an jeden Strand der Welt gespült werden, aufgerührt aus einer unbekannten Tiefe. Dreizehn Millionen Jahre alt. Quasi aus dem Krabbelalter des europäischen Festlands. Keinerlei praktischer oder monetärer Wert.

Nur ein Stein mit Spuren eines sternförmigen Fossils. Den sie als Elfjährige aufgesammelt hatte, in ihrem allerersten Sommer am Meer, an einem Strand am Anfang der Welt. So nannten die Bretonen ihre stolzen, schroffen Küsten, die sich aus den Wassermassen emporgestemmt hatten und zu Land geworden waren. Claire hatte das

zweifarbige Fossil, das sich wie ein glatter, herzförmiger Stein anfühlte, dreiunddreißig Jahre von Hosentasche zu Handtasche zu Aktentasche zu Schreibtisch getragen, so als könne sie für immer den Anfang der Zeit mit sich führen. Sie hatte dies steinerne Herz als Kind beschworen, sie nie wieder in die enge Wohnung in Paris Belleville zu bringen, als Teenager hatte sie ihren Schmerz und ihren Lebenshunger in seine Haut gepresst, hatte ihn als Studentin während ihrer Prüfungsarbeiten und beim Schreiben ihrer Doktorarbeit mit der linken Hand festgehalten, während die rechte mit dem Kugelschreiber um ihr Leben kämpfte, und ihn als Professorin jeden Morgen in die Mitte ihres Schreibtisches der Hochschule platziert, neben dem Visitenkartenhalter. Direkt vor den wenigen Worten, die alles umfassten, wofür sie gearbeitet hatte, gebrannt, verzichtet, und wieder und wieder gearbeitet.

Dr. Stéphenie Claire Cousteau, Professeure de Biologie et Anthropologie, Institut d'Études Politiques de Paris St Germain.

Und jetzt war er fort.

Wie sicher war es, dass sie dann noch da war?

Hatte sie sich zurückgelassen, dort, in dem Zimmer?

Du denkst nicht logisch, Claire. Du fühlst. Du lässt dich treiben von Angst und Adrenalin. Denke. Hypothesen und Gefühle sind keine geeignete Grundlage für Entscheidungen.

»Natürlich bin ich noch da«, flüsterte sie.

Claire dachte an ihre letzte Vorlesung vor der Sommerpause, heute Morgen.

Am Rande jedes menschlichen Bewusstseins sind Emotionen gespeichert, die allgemein als unlogisch betrachtet werden: Aggression, Obsession, Begehren, Angst. Hass.

Meist beeinträchtigen diese Emotionen Sie nicht. Es sei denn, etwas geschieht. Eine Ruptur im bekannten Gewebe aus Alltag und Gewohnheit. Ein winziger Riss, eine Verunsicherung, eine Instabilität, eine Veränderung im Gewohnten – mehr braucht es nicht, um eine Persönlichkeit zu erschüttern und sie zu Handlungen zu bringen, die auf sie selbst nicht nur unerklärlich, sondern auch unkontrollierbar wirken.

Das war es. Nur eine Ruptur.

Sie stopfte die Strümpfe tief in den Mülleimer.

Eine rational nichtige Ruptur am Ende eines salzigen, brennenden Nachmittags, an dem sie nur – nur? – Frau gewesen war und sonst nichts, begehrt wurde, liebkost, verschlungen, lebendig, am Leben, Frau, niemand sonst und damit alles.

Sie würde den Riss sorgfältig schließen.

Claire trocknete sich die Hände und verließ das WC.

Sie trank ihren Sancerre aus und dachte bei jedem Schluck an das, was noch zu tun und wer anzurufen war, bevor sie wie jeden Sommer in die Bretagne fahren.

Klavierstimmer. Gärtner. Öl vom Dicken, dem alten Mercedeskombi, auffüllen. Ordnung schaffen, Ordnung halten, den Alltag wie ein Bett richten, ein offizielles Bett, kein heimliches.

Claire wusste, dass einige der männlichen Kollegen sie *la glaçante* nannten. Es umschrieb Claires Fähigkeit, Emotionen, außer in ihren wissenschaftlichen Analysen, keinerlei Raum zu geben. Es spielte auch auf die Körbe an, die sie verteilt hatte, und die Unterkühlung, die Männer – und mitunter Frauen – sich in ihrer Gegenwart holten.

Wie seltsam, dass ich mich so leicht dazu verführen ließ zu erkalten, um etwas zu werden, um unter Männern etwas zu werden.

Sie schluckte den Gedanken rigoros mit dem letzten Rest Sancerre hinunter.

Claire machte dem Barman mit dem roten Backenbart ein Zeichen. Er legte die Rechnung vor sie und nickte ihr zu.

Das Taxi kam innerhalb von drei Minuten und fuhr durch ein Paris, dem die Touristen entführt worden waren, in zu teure Restaurants, zu fade Erotikshows, zu überlaufene Ausflugsschiffe.

Nur noch einmal ließ Claire das Taxi halten.

3

Vier Sorten Salz. Das Salz des Meeres. Das Salz der Tränen. Das Salz des Schweißes. Das Salz des »Ursprungs der Welt«, wie Gustave Courbet die dunkle Blüte einer Frau nannte.

Daran dachte Claire, während das Taxi sich durch den Feierabendverkehr von Paris kämpfte.

Der Sommer war ein anderer als die Jahre zuvor. Er war brütender, ausdauernder, nur selten fegte schwacher Wind in Gesichter, Haare, durch Kleider und Tücher, durch drei Sorten Salz von vieren.

Claire betrachtete die Frauen auf den Straßen, in den Cafés und vor den Boutiquen, an den Bushaltestellen und an den Brunnen, und es war, als sähe sie mit zwei verschiedenen Augenpaaren. Die der Verhaltensbiologin, die in Gang und Körperhaltung, Gesicht und Gesten las, Angespanntheit und Furcht registrierte, Gedankenlosigkeit und die vielen leisen Wünsche, betrachtet oder übersehen, begehrt oder beneidet zu werden. Aber da war auch ein anderes Augenpaar in ihr, eines, das ihr unvertraut war. Es spähte durch den Riss hindurch, die Ruptur im Gewebe von Claires Routine.

Das ist was für Frau Ilsebeck, das kommt auf den Sommertisch, damit kann ich arbeiten ...

Erst die Buchweisen vor Ort sind die schlüssigsten, nötigsten Vermittler und Bewahrerinnen der vielfältigen, freien Literatur. Und wären diese Buchhändlerin und der Buchhändler vor Ort nicht, könnte ich auch Ihnen, der Leserin und dem Leser, nicht danken – denn Ihre Briefe, Ihre Fantasie, die diese Geschichte und ihre Frauen und Männer erst zum Leben erwecken, die Gespräche, die Sie mit sich selbst führen – das ist die Essenz dessen, was Literatur ausmacht. Dass in jedem Resonanzraum einer Persönlichkeit ein völlig anderes Buch entsteht, eine andere Welt, eine weitere Variation. Dieselben Worte, und dennoch völlig andere Bilder und Gefühle.

Kunst zu machen bedeutet, Variationen des (angeblich) einzig Möglichen zu erschaffen. Variationen von Liebe, von Hass, von Moral und von Entscheidungen; jedes Buch, jeder Film, jedes Gedicht und jedes Lied erzählt von Unterschieden und Andersartigkeiten, von individuellen Empfindungen und Abweichungen. Und deswegen ist Kunst eine jener Überlebenshelferinnen, die wir brauchen, in diesen Zeiten – denn sie erinnert uns daran, dass die Vielfalt das Menschliche ist, nicht das Gleiche, und es kein Land und keine Kultur gibt, die über einem oder einer anderen steht.

Nina George, Berlin, November 2017

Impressum

© 2018 der eBook-Ausgabe Knaur eBook

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Lyrics: Kapitel 11 und 15: Nina Simone, »I Wish I Knew How It Would Feel to Be Free« (1963) und »Feelings« (1976); Kapitel 20 und 32: Christophe Miossec, »Des Touristes« (2014) und »Je m'en vais« (2004)

Redaktion: Gisela Klemt/lüra: Klemt & Mues GbR

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Gettyimages / Riccardo Nosvelli / EyeEm

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-44066-7

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird